

## Prolog

Dass Urduos starb, war ein unglücklicher Zufall.

Mit Zufällen jedoch ist es wie mit Steinen: Im rechten Moment können sie eine Lawine auslösen.

Segova, Erstgeborene des Eburonenkönigs, setzte sich zu den Soldaten und betrachtete zunächst ihren Nebenmann. Der Junge war kein Römer, er war das, was die Römer gallische Hilfstruppen nannten. Gallisch hätten die Römer auch Segova genannt, eine belgische Gallierin, obwohl sie sich selbst zum Volk der Eibe zählte.

Bei diesem Volk hatte sich der Trupp römischer Soldaten eingefunden, um Tribut abzuholen – große Teile der Ernte, die schlecht gewesen war in diesem Jahr, und die man nicht einfach entbehren konnte. Doch Ambiorix, König der Eburonen, hatte den durstigen Männern dennoch großzügig Bier spendiert.

Segovas Nebenmann, der gallische Soldat im Dienste Roms, würfelte mit einem Römer.

»Ich grüße euch. Ich heiße Segova«, sagte sie, und der Legionär blickte erfreut auf und nahm die Würfel vom Tisch. »Ich bin Marcus.«

Der Gallier neben ihr sah sie verständnislos an, als beherrsche er nicht einmal die simpelsten Worte auf Latein. Sie beschloss, den Mann aus der Hilfstruppe zu ignorieren, und hielt die Hand auf, damit Marcus ihr die Würfel gab. Zögerlich legte er die beiden kleinen geschnitzten Knochen in ihre Handfläche.

»Spielen wir?«

Marcus sah sich um. »Bist du nicht ... Darfst du ...«

»Ja, bin ich. Die Tochter des Ambiorix‘.« Sie lächelte.

»Du sprichst sehr gut Latein.«

»Mein Vater spricht es besser. Ich genieße es, es heute ausprobieren zu können.«

»Ich glaube, gerade genießen wenige unsere Anwesenheit.«

Segova zuckte mit den Schultern. »Ihr seid nicht gekommen, um unsere Häuser niederzubrennen, oder? Ob nun Römer oder diese gierigen Aduatucer den Tribut einfordern, soll mir gleich sein.«

Sie würfelte und legte ein poliertes As sorgsam auf den Tisch, bevor sie den Becher hob. Der Legionär hob die Brauen und legte ebenfalls ein As auf den Tisch. Der Würfeinsatz. Sie hob den Becher.

»Ein Paar.«

»Aber nur zweimal zwei Augen.« Er lächelte. »Da muss ich ja nur ein höheres Paar werfen.«

»Versuch's.« Auch der gallische Hilfssoldat griff nach dem Würfelbecher, doch sie schob ihn einfach dem Legionär zu, der ebenfalls beschlossen hatte, seinen Würfelgefährten links liegen zu lassen. Die Würfel klapperten, er knallte den Holzbecher auf den Tisch und öffnete ihn zu ihrer Seite.

»Sag mir, was es ist!«

»Eine Fünf und eine Sechs.«

»Verdammt!« Er lachte und hob den Becher auf. »Verloren gegen mickrige Zweier!«

Er hatte schöne dunkle Augen. Sie hatte selten so dunkle Augen gesehen, wenn, dann nur bei Römern. Sie wusste, dass es sich für römische Frauen nicht gehörte, mit Männern zu würfeln. Ihr Vater hatte ihr ausdrücklich befohlen, sich möglichst nicht wie eine römische Frau zu verhalten.

»Sie werden dich nicht einschätzen können. Sie werden eine Frau wie dich fürchten«, hatte er gesagt und gelächelt.

Sie ließ die Würfel wieder klappern, wandte sich währenddessen zum gallischen Soldaten um und sagte in ihrer Sprache: »Geh uns etwas zu trinken holen, wirst du das tun?«

Er starrte sie an und nickte dann langsam. Er musste einer dieser torfnasigen Menapier sein, entschied sie bei sich.

Marcus hatte eine weitere Münze auf den Tisch gelegt, sie rüttelte den Becher noch auf der Tischplatte hin und her und hob ihn dann auf.

»Vier und Drei.«

»Du wirst schlechter«, neckte er und gewann sein As mit dem nächsten Wurf zurück.

Der Gallier stellte einen Becher neben ihr ab. Sie kostete. »Das ist Bier. Für mich gibt es Wein, richtigen Wein, nicht das Zeug aus

Kirschen – frag dort hinten. Sag, es ist für Segova. Kannst du das, so, dass man dich versteht?«

»Ja«, gab er mit dumpfer Wut zurück, doch selbst daran hörte sie bereits den Torfnasendialekt.

»Du ärgerst ihn ganz schön«, bemerkte Marcus.

»Ja. Ich kann ihn nicht leiden«, sagte Segova und ärgerte sich, dass ihre Stimme so trotzig klang.

»Weil er Gallier ist? Und trotzdem für Rom kämpft?«

Sie honorierte seinen Scharfsinn mit einem Augenaufschlag und färbte ihre Stimme in einer lieblicheren Farbe. »Möglich.«

Normalerweise blieben die Legionäre nicht länger als nötig, wenn sie den Tribut abholten. Es stand alles schon bereit – große Teile der kostbaren, weil schlechten Jahresernte – und wurde auf Wagen verladen. Doch Ambiorix hatte an diesem Tag, als die Römer in seiner Siedlung eintrafen, um Tribut zu verlangen, angekündigt, dass er noch auf die Zahlung eines Gefolgsmanns wartete, und hatte den Legionären Bier für die Wartezeit versprochen.

Und all das nur, damit Segova einmal bei einem Spiel mitmachen konnte, das ohne Würfel gespielt wurde.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie sah auf. Es war Urduos. »Es gibt weder Wein für dich noch für irgendwen anders hier«, knurrte er. Sie lächelte schmal. Urduos missverstand in letzter Zeit seine Rolle. Er war nicht ihr Bruder. Und er war schon gar nicht ihr Ehemann, auch wenn er hoffen mochte, dass sie ihn erwählte. Sie schüttelte seine Hand ab.

»Urduos. Das ist Marcus«, sagte sie in der Sprache des Römers. »Urduos ist eine Geisel meines Vaters. Doch er ist vergesslich in dieser Hinsicht.«

Urduos verstand kein Latein. Es war die Sprache der Besatzer, die vor drei Jahren große Teile seines Stammes niedergemacht hatten, und er weigerte sich, sie zu sprechen oder sie verstehen zu lernen. Vielleicht bereute er es jetzt, denn seine Zähne mahlten wütend aufeinander.

»Setz dich doch und spiel mit! Dazu musst du seine Sprache nicht beherrschen«, forderte sie ihn auf und klopfte auf die

Bank neben sich, wo zuvor noch der gallische Soldat gesessen hatte.

Urduos und Marcus maßen sich mit Blicken. Sie mochten sich ganz offensichtlich nicht. Aber dass jeder von ihnen den Tod des anderen verschulden würde, das konnten sie keinesfalls bereits ahnen.

Römer oder nicht – niemand leugnete, dass es Urduos war, der das Gastrecht brach.

Ambiorix hatte den Römern Gastrecht gewährt, als er ihnen Bier anbot und Bänke, auf denen sie die Ankunft der letzten Getreidesäcke abwarten konnten.

Urduos hatte es gebrochen, als er den jungen Legionär ins Gesicht schlug. Der Legionär hatte nicht gewartet, ob jemand den Streit schlichten und die junge breitschultrige Geisel der Aduatucer bezähmen würde. Er hatte zurückgeschlagen. Der Legionär war einen halben Kopf kleiner und ohnehin schwächtiger als der grobschlächlige Urduos, doch sein Faustschlag war mit Wucht auf Urduos' Nase gelandet. Urduos war zurückgetaumelt, über Füße gestolpert und mit dem Nacken auf einer Tischkante aufgeprallt.

Dieser dumme Zufall hatte sein Leben beendet.

Er hatte nur noch ein wenig gezuckt, doch schließlich war das Blut, das ihm aus der Nase lief, das einzige, was sich an ihm bewegte.

Die Tochter des Eburonenfürsten stand hochaufgerichtet und mit geballten Fäusten neben dem Toten, als würde sie Urduos jeden Moment auffordern, aufzustehen und sich nicht so anzustellen.

Der junge Römer, Marcus mit Namen, blieb reglos vor der Leiche stehen, und binnen weniger Wimpernschläge war es so still zwischen den Häusern der Siedlung, als hielten die Götter selbst den Atem an.

Steifbeinig kniete Segova neben Urduos nieder und tastete nach seinem Herzschlag. Der große Kerl lag mit gebrochener Nase und offenen Augen da, als sei er von seinem Tod überrascht worden. Das Rinnsal Blut war über die Wange und in Urduos' Ohrmuschel gelaufen.

Das Rascheln von Segovas kunstvoll grün und grau gemustertem Kleid übertönte das Atmen der Umstehenden. Es klirrte, als die Legionäre aufsprangen, einer nach dem anderen. Hände legten sich auf Gladii. Die großen ovalen Birkenholzschilder, in ihren ledernen Umhüllungen an Wänden lehnd, wurden klappernd aufgerafft.

Ambiorix, der sich am Feuer, das in der Mitte des wartenden Trupps entfacht worden war, in der Unterhaltung mit dem bereits kahl werdenden Centurio befunden hatte, durchbrach die Laute, die eine Tragödie einläuten wollten, mit erhobener Stimme.

»Lasst eure Waffen, wo sie sind.« Er sah zu Segova hinüber, musterte ihr Gesicht, um Gewissheit zu haben. »Mein Ziehsohn ist tot.« Er fasste den Centurio erneut ins Auge. »Valerius. Du solltest deine Männer nehmen und gehen, solange ich die meinen noch im Griff habe.«

Der Centurio, ein Mann Mitte Dreißig, verzog schmerzhaft seinen breiten Mund. »Es war ein Unglück zwischen zwei jungen Männern«, brachte er hervor.

»Das war es«, bestätigte Ambiorix. »Beide jungen Männer, der tote und der lebendige, bleiben hier.«

»Was wirst du mit ihnen tun?«

»Wenn der Tote nicht wieder lebendig wird, wird der Lebendige sterben«, sagte Ambiorix gleichmütig. Valerius presste die Lippen zusammen, sah hinüber zu Marcus, den nun bereits fünf Legionäre schützend umringten, jeder hatte den Schild erhoben, als müsse bereits mit Schleuderbleien oder Pfeilen der wartenden Eburonen gerechnet werden. Er nickte.

»So sei es. Ich bitte darum, dass er nicht leidet.«

Ambiorix spreizte die Finger. »Wir sind keine Hunde, die ihn zerreißen werden. Wir sind lediglich Barbaren.« Er lächelte, als er sich des Begriffs bediente, den Rom für so viele seiner Feinde benutzte.

Wenige Eburonen hatten mit den Römern vor den Häusern gesessen – doch es hatten sich Grüppchen von ihnen gebildet, um die Römer zu beäugen. Meist Männer, Waffen tragend, die ihnen die

Römer aufgrund der Streitigkeiten mit anderen Sippen gelassen hatten. Eine Greisin trat aus einem Haus und sah sich blinzeln um. Kinder kamen aus einer Gasse zwischen zwei Häusern hervor und spähten zu den Römern hinüber. Quer durch den Platz und das zentrale Feuer lief die unsichtbare Grenze zwischen Römern und Eburonen. Die Legionäre rotteten sich zusammen. Valerius seufzte.

»Ich bin unglücklich, dass es so gekommen ist.«

»Ja, ich auch«, sagte Ambiorix ohne Regung in seiner Stimme.  
»Geh jetzt.«

Er wandte sich zu seinen Leuten um, zuvorderst stand die vierköpfige Leibwache des Königs. Jeder von ihnen war ein eingeschworener Gefolgsmann, ein Ambacto, der Ambiorix nur von der Seite wich, wenn er es befahl. Esos führte sie an, die Augenbrauen fragend gehoben.

»Die Römer gehen nun. Urduos' Mörder bleibt als Gefangener hier. Es war ein Unglück, und nichts wird seinen Kameraden geschehen.«

»Wollen wir nicht noch ein bisschen die Zähne fletschen, damit sie sich die Tuniken nassen?«, fragte Esos trocken. Ambiorix schüttelte knapp den Kopf.

Segova erhob sich wieder und hastete neben ihren Vater – sie war die einzige gewesen, die sich jenseits der plötzlichen, unsichtbaren Grenzlinie befunden hatte. Gemurmel wurde unter den Eburonen laut.

»Die Aduatucer haben deinen Sohn und meinen Ziehsohn«, wandte Duinne, Ambiorix' Schwester, ein und funkelte ihre Nichte an. Segova ließ den Blick an sich abperlen und sah ihrem Vater in die Augen.

»Ich weiß«, sagte Ambiorix.

»Orgeto wird mehr verlangen als einen gefangenen Römer.«

»Ich weiß«, wiederholte er.

»Sag ihnen, sie sollen den Tribut hierlassen! Als Blutgeld!«, forderte Duinne.

»Nein.« Ambiorix entgegnete Segovas Blick.

Duinne war es ein Rätsel, welche Gedanken Vater und Tochter gerade austauschen mochten, und es machte sie rasend: »Du nimmst die Römer in Schutz?«

Valerius war zu der kleinen Gruppe Legionäre getreten, die immer noch entschlossen zu sein schienen, Marcus' Leben zu beschützen. Er diskutierte leise mit ihnen – beendete dies jedoch mit zwei scharfen Worten und drückte seine Männer mit dem Rebstock zur Seite, mit dem er die Legionäre normalerweise auf ihre Positionen in der Schlachtreihe schob – oder den er ihnen überzog, um sie zu bestrafen. Doch Marcus war auch ohne Hiebe bestraft genug; Valerius streckte die Hand aus, und der junge Mann zog zitternd seinen Gladius und legte ihn – Griff voran – in die Hand seines Centurios.

»Bitte«, brachte der Junge hervor. »Meine Familie ... wird Geld für mich bezahlen! Lasst mich nicht hier! Die Gallier wollen mich töten!«

Der Centurio sah noch einmal über die Schulter, redete dann auf den flehenden Jungen ein. Schließlich packten ihn mehrere Legionäre und brachten ihn hinüber zum Feuer, mit den Armen auf dem Rücken. Der Legionär wehrte sich nach Kräften, sein Schrei fuhr wie ein Schwertstreich durch die Dämmerung, die stumm bekundete, wie wenig Mitleid sie mit ihm hatte. Mit einer Kopfbewegung befahl Ambiorix, ihn wegzubringen.

»Duinne, ich nehme keinesfalls die Römer in Schutz«, flüsterte Ambiorix seiner Schwester zu. »Und deinem Sohn wird nichts geschehen. Aber vielleicht unterlässt du es, mich in Erklärungsnot vor meinen eigenen Leuten zu bringen, und lässt es mich dir in Ruhe begreiflich machen. Krümmt ihm kein Haar! Wir werden ihm einen schmerzlosen Tod gewähren.«

Varno, der Marcus gerade auf den Hinterkopf hatte schlagen wollen, um das Schreien und Zappeln endlich zu beenden, ließ die Hand sinken.

Zu seiner Schwester gewandt fuhr Ambiorix fort: »Ich verspreche dir, Arist und Acco wird es hervorragend gehen.«

# DAS LIED VON KNECHTSCHAFT



*Die Könige der Eburonen hatten Boten ausgesandt. Eine goldene Münze sollten sie jedem verbündeten Anführer überbringen.*

*Eine einzige Goldmünze – und wengleich eine solche für einfache Männer ein Vermögen darstellte, war sie doch einem König gegenüber eher ein Symbol. Weder Catuvolc noch Ambiorix – Könige des Eburonenstamms – hatten eitel das Gesicht auf die Münze prägen lassen. Diese Münzen zeigten nicht einen allein, sie zeigten die Verbundenheit von Vielen. Und mehr noch blieb bei Ambiorix zurück – um jene, die durch Symbole nicht zu bewegen waren, durch die schiere Menge an Gold zur Einigkeit zu bringen.*

*Der Bote traf bei Barorix, dem König der Nervier, ein. Er hatte die Goldmünze bereits in der Hand, als er absaß – und der König, von seinem Volk ernannt, seit die Römer das erste Mal mit Gewalt und Tod in Gallien eingefallen waren, zögerte nicht, den Eburonen willkommen zu heißen.*

*Der Bote öffnete die Hand, der Viertelstater lag darin und zeigte das galoppierende Pferd, das darauf eingeprägt war:*

*»Barorix, König der Nervier. Dies ist das Pfand meiner Könige Ambiorix und Catuvolc für deine Treue. Nimm es an.«*

*Barorix nahm die Goldmünze aus der Hand des jungen Mannes und drehte sie vor seinem Gesicht. Er lächelte.*

*»Eine eigene Münze. Das gefällt mir.«*

*Auch Orgeto, Fürst der Aduatucer, empfing den Reiter. Die Seite, aus der die dreifache Spirale herausgearbeitet war, wies in dessen Hand nach oben. Orgeto nahm den Stater entgegen und schnippte ihn in die Luft.*

*»So sei es«, sagte er.*

*»Da gibt es noch etwas, was ich dir sagen muss«, begann der Bote. »Wegen deines Sohnes ...«*

*Indutiomaro, König der Treverer, erhielt ebenfalls eine Münze. Und er sandte einen Mann seines Gefolges als Anführer eines kleinen Trupps aus bärbeißigen Kriegern mit dem eburonischen Boten zu-*

rück. Seine Unterstützung war ihm ernst, und er wollte, dass Ambiorix es erkannte.

Cingetorix, Zweitkönig der Treverer, griff mit Verachtung nach der Münze und begrub sie in einem Kästchen unter weiteren Münzen. Danach versuchte er sich einzureden, es sei nur eine unter vielen, doch manchmal glaubte er, sie zwischen den anderen Münzen herauszuhören, ihr leises Klirren in einer ansonsten schweigenden Truhe.

Selbst Fannio, Fürst derjenigen Sugambrer, die nahe des Rhenus lebten, empfing den Boten, der ihm eine Münze reichte und zeigte sie Indutia, seiner treverischen Gemahlin.

»Es ist Gold vom Eburonenkönig«, sagte diese. »Er will deine Treue dafür. Deine Männer.«

»Dafür ist diese Münze ein bisschen wenig«, murmelte der Fürst.

»Deine Männer sind ja auch keine Söldner. Es ist ein Symbol.« Indutia betrachtete die beiden Seiten der Münze. Das Pferd, Symbol für kraftvolles Vorwärtskommen, und die dreifache Spirale, sich windend, wie sich das Leben windet, dreifach, wie die Stammesmütter.

# I.

Arist und Acco ging es hundsmiserabel.

Acco, Duinnes Ziehsohn und somit Neffe des Eburonenkönigs, quälte es gewaltig, dass er vor dem Haus von König Orgeto auf den Knien lag, als er zum ersten Mal einen Römer sah – zumindest von nahem, so nah, dass er ihn hätte berühren können, dass er die gestanzten Verzierungen an den Beschlägen seines Gürtels erkennen konnte. Dass hieß auch, dass der Römer ihn, der er Schwert und Speer führen konnte wie kaum ein anderer, auf den Knien sah – ihn, den Neffen des Eburonenkönigs. Diese Tatsache quälte ihn noch mehr als die spöttisch-mitleidigen Blicke seiner Waffenbrüder.

Erst einen Tag zuvor war ein Reiter der Eburonen in der Feste angekommen, seine Botschaft war nur für die Ohren des Königs bestimmt gewesen. Als Orgeto den Boten zu Ende angehört hatte, ließ er Arist und Acco in Ketten schlagen. Ein Eisenring an einem der Wandpfosten diente ihm dazu, die beiden jungen Männer zu binden.

Sein Sohn sei tot, erklärte ihnen Orgeto, als er drei Männer anwies, Acco festzuhalten, während der Schmied den Stift durch die Ringe an ihren Handgelenken schlug. Die Wut, die man an Orgeto fürchtete, flammte dabei aus seinen Augen. Urduos sei von der Hand eines Eburonen gefallen.

»Arist und Acco sollten nun ebenso tot sein wie er«, spie der König ihnen entgegen. »Diejenigen, die so hießen, dürfen froh sein, dass ich sie leben lasse, wie ich einen Hund leben lassen würde oder eine Ziege. Ohne Namen seid ihr, und tot wie mein Sohn!«

Und dann blitzte die Wut hervor, und Orgeto nahm sich einen Prügel und schlug sie wie Hunde. Acco fuhr auf und hätte sich auch mit gefesselten Händen gewehrt, hätte nicht Arist ihn zurückgezerrt, sich zwischen den tobenden König und die Geisel geworfen und die Schläge genommen, die Acco galten.

Acco war niemand, der sich schlagen ließ. Acco war niemand, der sich anketten ließ. Und so tobte er die ganze Nacht über an der Kette, wollte den Pfosten, seinetwegen die ganze Wand, das ganze

verfluchte Haus des Königs einreißen, um sich zu befreien. Doch der hölzerne Balken war in der Erde verankert, und Acco zerrte und tobte vergeblich. Als Orgeto herauskam, nackt und übellaunig, um Acco die Finger zu brechen, die an der Kette zerrten, war es wieder der ältere Arist, der den König bekniete, dass sich auch ein Hund oder ein Ziegenbock als nützlicher erweisen würde, wenn seine Gliedmaßen heil blieben. So schlug Orgeto Acco nur auf den Rücken, trat ihn gegen den Balken, dass ihm die Augenbraue blutete, und nahm ihnen die Decke fort, die ihnen der schiefäugige Bruder des Königs herausgebracht hatte.

Orgeto – der Totschläger. So nannte er sich. Seine Sippschaft war zur Zeit seines Urgroßvaters von Süden her den Rhenus hinaufgezogen, auf der Suche nach Land und Vieh. Wie sein Großvater und sein Vater und er selbst war auch dieser Ahn vermutlich ein sturer, tumber Klotz gewesen. Männer wie er schmückten sich gerne mit Beinamen in der neuen Sprache, mit Häusern, in denen sie nicht zusammen mit ihrem Vieh wohnten, und zogen in Fluchtburgen ein, die ihnen nicht gehörten. So wurden sie denn auch genannt – die Aduatucer, das Volk in den Fluchtburgen.

»Wenn du noch einmal so etwas tust, Acco, helfe ich ihm, dich totzuschlagen, bei allen Göttern!«, sagte Arist in dieser Nacht und schlug die Arme fröstelnd um sich. Es war klar und kalt, und eine erste Ahnung des Winters kroch über das Land. Acco schnaufte zur Antwort und wischte sich das Blut von der Stirn.

Die Hände von Ziegen oder Hunden waren nicht geeignet, Erbsensamen für das nächste Jahr zu pulen, Acco und Arist hingegen waren nützliche neue Haustiere.

»Wir sind Geiseln. Wir sind Geiseln, und uns gebührt *Ehre!*«, sagte Acco verdrießlich und mied mit Wangen, auf die der gebrochene Stolz die Schamesröte trieb, den Blick der anderen Speere. Er war erst im vergangenen Jahr unter die Speerkrieger aufgenommen worden, Arist ein Jahr zuvor. Die Speere schliefen im Kriegerhaus, bis eine Frau sie in ihr Bett ließ. Acco und Arist schliefen nun an der Kette, und die Frauen würden ihnen höchstens ab und

an ein Stück Brot zuwerfen, aber keinesfalls einen von ihnen in ihr Bett lassen.

Guern spottete über sie. Acco sah es nicht, denn er pulte Erbsen wie ein Mädchen, aber er spürte es, er spürte Guerns Blicke. Er konnte seine Worte in seinem Schädel hämmern hören. Sein Schwertbruder. Das Schlimmste war, dass er wusste, dass Guern ihn bemitleidete – doch niemand sollte sie offen bemitleiden, das Gefühl wütete in Accos Magen und ließ ihn wünschen, jemanden schlagen zu können. Arists und sein Leben waren Unterpfand für Urduos gewesen, und Urduos' Leben das Unterpfand für das ihre. Urduos war tot, der älteste Sohn des Königs der Aduatucer war tot, und wer konnte schon Mitleid mit zwei Hunden haben?

Am Mittag war Acco so sehr damit beschäftigt, Emmer zu mahlen – er würde mahlen, bis nur noch Stein über Stein rieb, auf dass das Brot durchsetzt sein würde mit kleinen Splittern und sich Orgeto die morschen Zähne daran ausbeißen würde – dass er nicht sah, wie der Römer in der befestigten Siedlung eintraf.

Erst als Arist ihn in die Seite stieß, hob Acco den Kopf, und vermutlich hätte er in einer Welt, in der er nicht auf den Knien hockte und Emmer mahlte, mit Guern über die Erscheinung des Mannes gelacht.

Der Römer hatte ganz eindeutig Angst, und er war nur von einem Sklaven begleitet, der weder Waffen noch Rüstung trug. Der Römer trug beides, ein Kettenhemd unter einem wollenen Mantel und ein kurzes Schwert an der Seite, doch Acco erkannte, dass er keinen ihrer legendären Krieger vor sich hatte. Die Römer hatten auch andere Männer in ihren Reihen, Schreiber und Priester und so etwas. Wie alle Römer war dieser Mann glatt rasiert, was sein Gesicht weibisch machte. Außerdem trug er trotz der Jahreszeit keine Beinkleider.

Sein Sklave führte klappernde Wachstafeln und Griffel in einem Beutel mit sich, aus dem er seinem Herrn nun eine Tafel hervorzog und überreichte. Der Römer beschäftigte sich damit, vermutlich,

um nicht vor Scham zu sterben, während die Hälfte der Bewohner der Feste zusammenkam, in der Absicht, ihn anzustarren.

Die Handwerker, die das Tageslicht vor den Häusern für ihre Arbeiten nutzten, schwiegen. Die Frauen schwiegen. Die Kinder schwiegen. Und Orgeto ließ sich Zeit mit seinem Erscheinen.

Der Sklave sprach Orgetos Frau an, die knöchern war, wo andere Frauen rund sind, und ihm einen ungnädigen Blick schenkte. Wo der König sei, sein Herr habe Dringendes zu besprechen und sei vor Tagen bereits angekündigt worden. Sie lächelte gefühllos, ihre Zähne blitzten auf, dann wiegte sie ihren Kopf, als sei sie sich nicht ganz sicher, wo Orgeto sein Unwesen trieb – oder Gedanken an seinen toten Sohn nachhing.

Einen halben Sack Emmerkörner später ritt Orgeto in vollem Galopp in der befestigten Siedlung ein – sein Pferd schnaufte, er hatte es den Hügel hinaufgetrieben. Seine Hunde kläfften und umringten ihn, als er das Ross auf dem Platz vor seinem Langhaus zügelte. Orgeto hielt einen Speer in der Hand und einen Hasen über dem Sattel.

Trauer hin oder her – der König legte es darauf an, dem Römer zu imponieren, denn warum sonst kam er in seinem prunkvollsten Gewand mit klimperndem Bronzeschmuck um Hals und Arme von der Jagd, und warum war die Mähne seines Pferds geflochten und das Zaumzeug mit kostbaren Ringen verziert?

»Dieser Hase – der mit dem Guern gestern von der Jagd kam, hatte an der gleichen Stelle eine Wunde.«

»Eine alte Wunde, hm?«

»Ein alter Hase - sieht nicht mehr ganz frisch aus. Orgeto ist wohl nur einmal um den Hügel herumgeritten.«

Doch der Auftritt des Königs, so leicht Acco und Arist ihn auch durchschauten, verfehlte seine Wirkung bei dem Römer nicht. Dessen Blick flackerte, er wich zurück. Die Hunde kläfften und grollten, und der größte Hund des Königs legte gar seine Pfoten auf das polierte Kettenhemd des Römers und schnüffelte an dem bleichen, schmalen Gesicht vor ihm.

Acco musste wider Willen grinsen, Arist jedoch war alles andere als amüsiert.

»Sieh dir seinen Sklaven an – er ist Aduatucer, ganz sicher ... Acco, Orgeto will uns nicht an ihn verkaufen, oder?«

»Na, hoffentlich! Nicht noch eine Nacht an der Kette. Wir verscharren den Römer im Wald und gehen heim zu deinem Vater. Das Kettenhemd gefällt mir.«

Orgeto sprang aus dem Sattel, warf die Zügel des Pferds dem Nächstbesten zu und begrüßte den Römer mit einem Schlag auf die Schulter. Der Kerl, schwarzhaarig und kleiner als Orgeto, bemühte sich um eine mannhafte Miene, doch er war bereits bleich um die Nasenspitze.

»Was macht einer allein hier?«, grübelte Acco.

»Es ist sicher so einer, der Menschen zählt oder Vieh – oder neuen Tribut aushandeln will. Offenbar gibt es etwas zu besprechen.«

Acco spuckte aus, der Römer und der König waren gerade nah genug, dass sie es beide sehen würden. »Was bespricht man schon mit einem Römer?«

Beinahe alle Aduatucer waren versklavt worden, als ihre große Fliehburg an der Mosa vor zwei Jahren gefallen war. Dieser Sklave dort mochte einer der unzähligen Gefangenen gewesen sein, ein gelehriger, der rasch die Sprache der neuen Herren gelernt hatte. Das Oppidum am Falhizberg lag seither in Trümmern, und die wenigen freien Siedlungen waren tributpflichtig. Orgeto war der Sklaverei entkommen und hatte sich durch schöne Worte und reiche Geschenke bei den Römern hervorgetan. Arist war dabei gewesen, vor einem Jahr, als Orgeto sein Haupt gebeugt hatte. Als er alle noch verbliebenen freien Aduatucer dem Heerführer der römischen Soldaten unterworfen hatte. Als dieser Heerführer ihn zum König der Aduatucer gemacht hatte, einem Stamm aus Sklaven, aus Tributpflichtigen, aus Gehorsamen.

Acco hingegen, als die jüngere der beiden Geiseln, hatte vor einem Jahr noch mit Guern im Schlamm gespielt, wie Arist stets behauptete.

Orgeto nahm den Römer nun am Arm und schlenderte gönnerhaft mit ihm auf das große Haus zu, welches das Zentrum der alten Fliehburg bildete und unter dessen niedrig gezogenem Strohdach

die beiden jungen Männer kauerten und nicht wussten, wem sie hasserfüllter entgegenstarren sollten – dem König? Dem Römer? Oder am Ende dem unterwürfigen Sklaven, der eifrig die Sprache des Aduatucers in flüssige römische Sprache übertrug? Orgeto wurde ihres Blickes gewahr und sagte im Vorübergehen: »Sag deinem Herren, wenn er zwei Hunde kaufen will, mit diesen beiden verdiene ich lieber heute ein paar Münzen, als dass ich sie morgen ersäufen muss.«

Acco hatte nichts dagegen, sich wie ein Hund zu fühlen. Ja, er wünschte sich, Orgeto an die Kehle zu fahren und im Blut zwischen seinen Zähnen zu schmecken, wie das Leben aus ihm herausrann. Der Römer blieb kurz stehen und blickte zu ihnen herab. Er sprach etwas in seiner Sprache, die so hohl und dünn aus ihm herausklang.

»Mein Herr will wissen, ob du nun keine Schwertarme mehr benötigst. Gegen deine Nachbarn, mit denen du stets im Hader liegst.«

»Es sind keine Schwertarme. Es sind Geiseln vom Stamm der Eburonen – zwei von ihnen, im Tausch gegen meinen Sohn, der mehr als doppelt so viel wert ist wie diese beiden Hunde zusammen. Und mein Sohn – ist tot.«

Der Römer nickte langsam, bedachte sie noch einmal mit einem nachdenklichen Blick und folgte Orgeto ins Innere des Hauses.